

Andrea Nagele ist mit Krimi-Literatur aufgewachsen. Sie leitete über ein Jahrzehnt ein psychotherapeutisches Ambulatorium. Neben dem Schreiben betreibt sie eine psychotherapeutische Praxis. Sie lebt mit ihrer Familie in Klagenfurt am Wörthersee und in Grado in Italien. »Kärntner Wiegenlied« ist ihr sechster Krimi.

ANDREA NAGELE

Kärntner Wiegenlied

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Maxi

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: joto/photocase.de

Umschlaggestaltung: Franziska Emons/Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-7408-0198-4

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Erster Teil

1

Rosner flucht.

Er tut es leise, kaut an seinen Unflätigkeiten und frisst sie in sich hinein. Dabei signalisiert der Schmerz in seinem Magen schon seit Stunden ein »Unverdaulich«.

Das ist dieser Kreislauf, der bald zu Geschwüren führt, denkt er, aber wenn ich nicht fluche, dann platze ich auf der Stelle.

Er versucht sich wieder auf die Akte, die vor ihm liegt, zu konzentrieren, aber schon nach der Lektüre weniger Seiten beginnen die Zeilen vor seinen Augen zu verschwimmen.

Seit Wochen plagt er sich nun mit dieser Sache herum, kommt keinen Schritt weiter.

Der »fröhliche Weinberg«, so hat Rosner, in Anlehnung an ein Lustspiel von Zuckmayer, den Verbrecher zynisch genannt, der seit Längerem Klagenfurt unsicher macht. In mehreren Fällen ist der Maskierte nach Mitternacht in Wohnungen eingebrochen und hat, bei Konfrontation mit den Mietern, auch vor Gewalt nicht zurückgeschreckt. Überhaupt scheint es ihn nicht zu stören, bei seinen Raubzügen beobachtet zu werden. Überaus kräftig, schlägt er auf seine Opfer ein, fesselt sie mit Paketklebeband an Stühle und sucht unverfroren nach Wertgegenständen. Dabei bedient er sich, falls vorhanden, an den Weinvorräten der Wohnungsinhaber, um manchmal den Tatort erst nach Stunden wieder zu verlassen. Mit einem fröhlichen »Habe die Ehre, pfiat Gott« soll sich der Verrückte unter der Sturmmaske jedes Mal verabschiedet haben.

»Jetzt müssen wir uns schon mit auf Umgangsformen Wert legenden Säufern herumschlagen«, knurrt Rosner in Richtung Admira Spahic, die es sich wieder einmal nicht nehmen lässt, unangemeldet die spärlichen Pflanzen, die das Fensterbrett in Rosners Büro verschönen, zu gießen.

Seit dem großen Grillfest duzen sie sich, aber Rosner findet,

wohl seiner momentanen Stimmung geschuldet, dass sich der Abstand zwischen ihnen dadurch eher vergrößert hat.

Ein Grillfest im Wintergarten, und das im Dezember.

Es war Alices Idee gewesen.

Zuvor aber hatte Rosner gelitten.

Alice, seine Alice, hatte sich zu einem zänkischen Weib gewandelt.

Eine Nervenschwäche, hatte Rosner, der sich selbst hin und wieder als ausgeglichenen Mann von Welt sieht, vermutet, denn Alice schien nervös, ja geradezu fahrig zu sein. Und fiel nur ein einziges falsches Wort – immer, so lautete der Vorwurf, kam es von ihm –, dann konnte sie aus der Haut fahren, konnte zischen und fluchen.

Und einmal, als er auf seinem Standpunkt beharrte, na gut, er hatte zu laut und vielleicht auch ein bisschen zu nachdrücklich darauf bestanden, war sogar ein Teller geflogen.

Dabei schien ihr körperlich nichts zu fehlen. Die magere Alice mit den spitzen Knochen hatte sogar zugelegt, ein wenig runder war sie geworden, und Rosner gefiel das gut, aber dafür brach sie öfters in Tränen aus, und wenn er sie trösten wollte, wegen was auch immer, verließ sie nicht selten den Raum und ließ die Tür hinter sich ins Schloss krachen.

Nein, so wäre das nicht weitergegangen. Das wollte er nicht. Er, der die Dinge gern an sich herankommen lässt, denn viel erledigt sich dadurch von selbst, hatte beschlossen, die Initiative zu ergreifen.

Schritt für Schritt wollte er vorgehen, und zwar sofort.

Er hatte an dem Tag seine Arbeit Arbeit sein lassen und war zu Alice gefahren.

Kein schlechter Anfang, und auch der frühe Abgang aus dem Büro fühlte sich gut an. Kurz fragte er sich, ob er Blumen besorgen sollte, aber nein, ihm war nicht nach Schenken, ihm war nach Reden zumute.

Dennoch umarmte er Alice, als sie in der Tür stand. Er konnte nicht anders, und nein, er wollte sich auch nicht wehren gegen ihre Schönheit, die ihm entgegenschlug wie eine Welle, die den Herzschlag beschleunigte. Ein wenig erstaunt war sie, weil er

ungewohnt früh dran war, aber ihre grünen Augen strahlten trotzdem.

Vielleicht deshalb hatte er sie sanft gefragt, was denn los sei, und sie dabei festgehalten. Er sagte, dass er wüsste, dass es die Nerven wären, und dass es dagegen sicher ein Mittel gebe oder eine Therapie, und sie müsse sich keine Sorgen machen. Und wenn es was anderes wäre, ergänzte er schnell, auch dagegen gäbe es sicher Hilfe.

Lange sah sie ihn an.

Dann lächelte sie.

»Ja, Rosner, mein Liebster, mein Alles, es ist etwas anderes. Du Idiot, ich bin schwanger.«

So war die Idee zum Grillfest entstanden.

Er hatte dann, aus einer Laune heraus, im großen Schmuckgeschäft in der Bahnhofstraße einen Ring erstanden, einen schmalen aus Weißgold mit einem winzigen Brillanten, und die Verkäuferin hatte, um die Passform zu prüfen, hilfreich den entsprechenden Finger zur Verfügung gestellt. Die Größe wäre jederzeit zu ändern, glaubte sie betonen zu müssen, und lächelte, als wäre sie es, die demnächst von Rosner zum Standesamt geführt werden würde.

Mit der Schmuckschachtel in der Innentasche seines grauen Sakkos und einem Strauß weißer Tulpen in der Hand hatte Rosner sich schließlich Alice genähert und dabei festgestellt, dass sein Herz heftig klopfte.

Rosen, er hätte doch Rosen nehmen sollen. Ein wenig links hatte er versucht, ohne die Blumen dabei zu erdrücken, seine Liebste zu umarmen. Alice hatte gelächelt, gelächelt in ihrer unnachahmlichen Art, und ihre kühlen Finger hatten kurz seine Wangen berührt. Dann war sie zurückgetreten, um ihn zu mustern.

»Was ist los, Rosner?«

Das große Glücksgefühl, das ihn überschwemmte, als er die geliebte Stimme hörte, hatte ihn stocken lassen.

»Ich ... ich möchte mich verloben«, hatte er schließlich gestottert und war sich wie ein pubertierender Narr vorgekommen.

Als Alice daraufhin gesagt hatte, dass sie sich freue, und wissen

wollte, ob sie die Glückliche kenne und ob sie derjenigen mit Rat und Tat zur Seite stehen könne, da sie ja einiges wisse über einen bestimmten nicht leicht zu behandelnden Kriminalisten, war er fuchsteufelwild geworden.

Dann hatte er jedoch einen verdächtigen Schimmer in ihren Augen bemerkt, in diesen strahlend grünen Augen, in denen er sich verlieren konnte, und dadurch wieder Boden unter den Füßen gewonnen. Stumm reichte er ihr die kleine Schatulle und beobachtete, noch immer um Gelassenheit ringend, ihre Reaktion.

»Rosner, du bist ein Spießler und ein unverbesserlicher Romantiker dazu.«

Er hatte ein ganz leichtes Zittern in ihrer Stimme hören können, und als Rosner genau hinsah, fand er, dass auch der Schimmer in ihren Augen nicht kleiner geworden war. Wollte sich da gar eine Träne bilden?

Mehr aber hatte er beim besten Willen nicht erkennen können, denn Alice warf sich ihm in die Arme. Beide taumelten ein paar Schritte nach hinten, und wie es der Zufall wollte, stand dort das Sofa. Danach hatte es einige Zeit gedauert, bis sie wieder Worte fanden, die nicht nur geflüstert waren und die einen Sinn ergaben.

»Nein, Rosner, verloben will ich mich nicht. Wozu soll das gut sein?«, hatte Alice schließlich erklärt. »Wir sind verliebt. Wir sind glücklich. Und wir bekommen ein Baby. Wir müssen nichts ändern, weil es nichts zu ändern gibt. Perfekt ist perfekt.«

Rosner hatte ihre Fingerspitzen geküsst, ihr vorsichtig den Ring übergestreift und genickt. »Aber feiern will ich«, hatte er ein wenig störrisch gemurmelt.

Daher das Grillfest, auch wenn es Winter war. Als sie überlegt hatten, wen sie einladen wollten, kam ihnen die Erkenntnis, dass sie gar nicht so viele Leute kannten. Rosner wollte von seinen Kollegen nur Admira Spahic und Luigi Olivotto dabei haben, beim dicken Brunner, dem Chef, sträubte er sich, und Alice bestand darauf, die Eltern von Ännchen einzuladen. Des Weiteren sagten auch einige Nachbarn, die mit dem Hintergedanken, so einer Lärmbelästigungsklage aus dem Wege zu gehen, kontaktiert wurden, ihr Kommen zu.

»Nur deine Rosine will ich nicht sehen«, hatte Alice gefaucht.

Woraufhin Rosner, der seine Ausbildung zum Kriminalisten in diesem Moment nicht brauchte, um zu wissen, dass nur bedingungslose Zustimmung einen sinnlosen Konflikt verhindern konnte, heftig nickend »Sie heißt Simone. Und es gibt keinen Grund, sie einzuladen« gemurmelt hatte.

Er hatte sich um die Getränke gekümmert, Bier, Glühwein, Mineralwasser und Saft, Alice besorgte Koteletts, Steaks, Pute und Fisch. Frau Greiner, eine ihrer dicken Nachbarinnen, schleppte Schüsseln mit Kartoffel-, Bohnen- und Gurkensalat herbei, als ginge es darum, eine Kompanie hungriger Pfadfinder zu verköstigen. Die Spahic schenkte ihnen ein Bild, eine Landschaft, selbst mit bunten Farben gemalt und so scheußlich wie nichtssagend. Rosner sollte das Aquarell später im kleinen Kellerabteil an die Wand nageln und auf Alices Rückfrage betonen, dem Raum so einen weiteren Hauch von Elend verleihen zu können.

Olivotto überreichte eine Flasche Wein und stotterte, dass die für die Dame des Hauses und keineswegs als Versuchung für den Hausherrn gedacht sei. Beide hatten sie lachen müssen, Rosner, weil es ihm nichts ausmachte, auf seine zurückliegenden Alkoholprobleme angesprochen zu werden, und Alice, weil für sie Alkohol in der Schwangerschaft ebenfalls tabu war. Olivotto hatte sie verständnislos angeschaut, dann aber mitgelacht.

Die Tränen aber waren Alice erst in die Augen gestiegen, als sie das Gastgeschenk des spät kommenden älteren Ehepaares auspackte, bei dem sie ihre Jugendjahre verbracht hatte. Ännchen, kunstvoll gerahmt, lachte ihr auf Hochglanz entgegen. Alice hatte das Foto an ihre Brust gedrückt, dann umarmte sie Vater und Mutter ihrer verstorbenen Freundin.

Es waren die letzten Tränen gewesen bei diesem Fest.

Rosner, der über keinerlei Erfahrung in der Kunst des Grillens verfügte, stellte bald eine natürliche Begabung dafür bei sich fest, die ihm von seinen Gästen und von Alice bereitwillig bestätigt wurde. Sogar die verkohltesten Fleischstücke fanden, abgemildert durch saftigen Salat und hinuntergespült mit Bier und Wasser, den Weg in die hungrigen Mägen. Admira Spahic hielt eine Rede im Tonfall des dicken Brunner, in der sie die

Nachlässigkeit und den Schlendrian des gesamten Polizeiapparats und im Speziellen jenen der Gruppe Rosner scharf kritisierte. Rosner hielt sich vor Lachen den Bauch, und Olivotto, befeuert von mehreren Flaschen Bier, gab mit der beachtlichen Stimme eines Hobby-Tenors je eine Arie von Verdi und von Puccini zum Besten. Als er, bestärkt durch das Schweigen der Zuhörer, zu Tannhäuser übergehen wollte, wurde es ihm verboten.

Besonders gut unterhielt sich Rosner mit dem ihm bis dato unbekanntem Anatoli, einem Gast, der auf der Liste von Alice gestanden haben musste, denn zu den Nachbarn gehörte er nicht. Sie verstanden sich blendend, und Rosner staunte nicht nur über die originelle Sicht auf die Welt, die jener Anatoli vertrat, sondern auch über die beachtlichen Mengen an Nahrung und Flüssigkeit, die dieser hagere Mann in kürzester Zeit zu sich nehmen konnte. Auch Alice plauderte angeregt mit dem charmanten Gesprächspartner, war aber, wie sich herausstellte, der Meinung, er wäre von Rosner geladen worden. Als sie darüber sprachen, stellten sie lachend fest, offensichtlich einen Wildfremden verköstigt zu haben.

Spät in jener Nacht, als die letzten Gäste gegangen und sie endlich wieder allein waren, begannen Alice und Rosner zu tanzen. Kerzen tauchten den Wintergarten in ein warmes Licht, das flackernd Verheißung versprach, und Rosner wusste, dass er noch nie so glücklich gewesen war.

2

Helene betritt das matt erleuchtete Säuglingszimmer.

»Eins, zwei, drei«, zählt sie und starrt gebannt auf die Reihen kleiner Plexiglasbetten.

Aber was, wenn sie es nicht erkennt? Wenn sie vergessen hat, wie es aussieht?

Eins, zwei, drei. Das Dritte von links.

Schon im Kreißsaal, schon in den Sekunden seiner Geburt, hatte sie diese Angst, ihr eigenes Kind nicht wiederzuerkennen.

Was halfen da das Lächeln der Ärzte, die beschwichtigenden Worte der Hebamme? Nichts, gar nichts.

»Eins, zwei, drei. Das Dritte von links.«

Habe ich laut gezählt?, fragt sie sich. Egal. Da ist er. Er liegt, wo er liegen soll.

Erleichtert beugt sie sich über das Bettchen.

Ihr süßes Baby, ihr kleiner Max.

Es ist ein weit verbreiteter Irrglaube, dass alle Babys Glatzen haben und aussehen wie fette, zufriedene Buddhas. Ihres hat kurzes, sehr festes Haar. Mit diesem gelben Stoppelfeld auf dem Köpfchen sieht es aus wie ein amerikanischer Soldat. Wie ein GI. Die kennt sie aus den Filmen, die Sven, der Vater des Kleinen, sich kiloweise reinzieht.

Die kornblumenblauen Augen hat Max eindeutig von Sven.

Auch wenn die Hebamme ihr umständlich erklärt hat, da bei der Geburt das Auge noch nicht vollständig entwickelt und der Farbstoff der Iris zum Sehen nicht notwendig sei, wären alle weißen Säuglinge blauäugig und die meisten schwarzen braunäugig, glaubt Helene nicht daran.

»Wie ist das dann bei Erwachsenen mit blauen Augen? Denen ist die Geburtsfarbe ja wohl erhalten geblieben«, hatte sie dem unbeirrt entgegengesetzt und ein Kopfschütteln als Antwort erhalten.

Das Baby schläft mit halb geöffnetem Mund und gibt leise gurgelnde Laute von sich. Die Augäpfel zucken unruhig hinter

den geschlossenen Lidern. Träumt es? Können Babys schon träumen? Sie weiß so vieles nicht.

Sein Kopf ist rund, die Gesichtshaut durchscheinend hell, wie bei einer sehr fein gearbeiteten Porzellanfigur.

Oh ja. Ihr Baby ist perfekt.

Sie versteht nicht, warum, aber sie weiß, dass sie diesen kleinen Mann in dem hässlichen Plexiglasbett abgöttisch liebt.

Helene fasst mit einer ungeduldigen Handbewegung ihre langen braunen Haare zusammen und verknotet sie am Hinterkopf. Dann beugt sie sich vor, um den Duft einzufangen, diesen ganz besonderen Duft ihres Babys. Karamellisierte Äpfel mit einem Schuss Maggi? Sie lächelt. Jedenfalls einzigartig. So wie die unverkennbare Zartheit und Temperatur seiner Haut. Wie hatte sie jemals daran zweifeln können, ihren Max unter Tausenden Babys nicht wiederzuerkennen?

Dennoch ist ihr klar, dass sie bei ihrem nächsten Besuch im Kinderzimmer wieder in diesen Ängsten gefangen sein wird.

Sie wirft einen prüfenden Blick auf die Babys, die neben Max liegen. Ein blasses Neugeborenes mit bläulichen Schatten unter den Augen liegt links von ihrem Sohn. Auch ein Junge. Er sieht verletztlich aus. Die Kleine rechts neben Max hat rosa Wangen und schnaubt durch die Nase. Das pausbäckige Mädchen mit dunklem Schopf schläft unruhig, ihr kleiner Mund macht Saugbewegungen. Auch in den anderen Reihen ist keines der Babys wach.

Alle haben sie nach der Geburt Püppchen aus Stoff von der Krankenhausverwaltung geschenkt bekommen. Rosafarbene für die Mädchen, hellblaue für die Jungen. Damit die Kleinen beim Schlafen nicht gestört werden, baumeln diese Beschützer am Fußende der Bettchen. Helene streicht gedankenverloren über Max' Puppe. Auch sie hat ihrem Kind einen Talisman geschenkt. Ein hellbraunes Bambi mit weißen Flecken und weichen Ohren. Es gehörte einmal ihrem Bruder Tim und später dann ihr. Eine der Schwestern bat sie, es auch noch nach der Geburt in ihrem Zimmer aufzubewahren, das Säuglingszimmer solle nach Möglichkeit einheitlich aussehen. Helene stimmte bereitwillig zu, sie hätte sich nur schweren Herzens von ihrem Glücksbringer

getrennt. So gehört das Bambi noch einige Zeit ihnen beiden. Zufrieden lächelt sie in sich hinein.

Max. Obwohl er so zart ist, wirkt ihr kleiner Liebling am kräftigsten. Vorsichtig streicht Helene mit der Kuppe ihres Zeigefingers über seine gerunzelte Stirn.

»Lassen Sie den Kleinen doch schlafen.«

Die Kinderschwester, eine dunkelhäutige Taminin, deren Alter von Helene auf Anfang bis Mitte dreißig geschätzt wird, wacht über die kleine Brut wie eine Gefängnisaufseherin. Sie ist eindeutig aufseiten der Kinder, den Müttern gilt selten ihr Mitgefühl.

Sie kann mich nicht leiden, denkt Helene und drückt jetzt erst recht einen Kuss auf Max' Stoppelhaar. Trotzig dreht sie sich um.

»Ich wollte sichergehen, dass ihm nichts fehlt.« Sie sagt es sanft, fast entschuldigend, und wundert sich.

Wo ist die kratzbürstige Helene geblieben? Sind es meine Hormone, die verhindern, dass ich selbstgerechten Kinderschwestern den Marsch blase und mit meinem Jähzorn schlafende Babys aus ihren Träumen reiße? Werde ich gar erwachsen? Ist es ein Mutterinstinkt?

Mutterinstinkt.

Wie oft haben Sven und sie sich über dieses alberne Wort lustig gemacht.

»Klingt faschistoid«, hört sie ihn sagen und sieht ihn an einem seiner unzähligen Piercings drehen.

Inzwischen ist sie sich nicht mehr so sicher.

Hätte sie nur eine kleine Portion mehr von diesem sagenumwobenen Instinkt, wäre die Panik, ihr Baby nicht wiederzuerkennen, sicher nur eine harmlose Seifenblase, die, kaum verspürt, schon wieder zerplatzt.

Leise summend geht sie zurück. Ihre Haare haben sich wieder gelöst und hängen um ihr Gesicht. Die Stoffschuhe an ihren Füßen schlurfen über den Plastikboden.

Eigentlich ist sie in einem Zimmer der Kategorie »Roaming-in«. Normalerweise bedeutet das, sein Baby die meiste Zeit über bei sich haben zu dürfen. Da jedoch die Werte seines

Apgar-Tests ungünstig waren, muss Max im Kinderzimmer bleiben. Unter Aufsicht der Wärterin.

Apgar.

Wieder so ein dämliches Wort, mit dem sie sich neuerdings herumschlagen muss. Weil sie sich in der Schwangerschaft nicht mit Babykram beschäftigen wollte, hatte es hier ein Arzt übernommen, ihr das Punkteschema, mit dem sich der Zustand von Neugeborenen beurteilen lässt, zu erklären.

»Anlass zur Sorge besteht keiner. Herzfrequenz und Atmung lassen allerdings noch etwas zu wünschen übrig. Wir übergeben Ihren Sohn daher zur Sicherheit der Aufsicht erfahrener Säuglingsschwestern. Und auch Ihnen kann ein bisschen Ruhe nicht schaden.«

Damit spielte er allem Anschein nach auf ihr unbeständiges Leben an. Oder auf das von Sven, dem Musiker.

Egal. Jetzt hat sie anderes im Kopf, als über die Vorurteile des Arztes zu grübeln. Max füllt ihre Gedanken vollkommen aus. Vom Aufwachen bis zum Einschlafen, von oben nach unten, von links nach rechts.

Helene setzt sich auf das Bett und knetet ihre Brüste. Niemand hat sie vor diesen Schmerzen gewarnt. Zuerst die anstrengende Geburt, die sich über Stunden hinzog, jetzt die Milch, die wie Nadelstiche ihre Haut durchbohrt, aber nicht einschließen will.

Dabei möchte sie ihr Baby doch selbst ernähren, mit sättigender Muttermilch. Sie will es richtig machen, wenigstens dieses eine Mal.

Wenn sie nur nicht so müde wäre.

Träge öffnet sie die Nachttischlade und zieht das Bambi heraus. Es ist so vertraut. Am Hals ist das flauschige Material ganz glatt. Tims Finger haben es dort beim Einschlafen gedrückt. Ohne sein Kuscheltier war ihr kleiner Bruder nie zu Bett gegangen.

Helene atmet stoßartig aus. Sie schließt die Augen.

Eine schwarz gefleckte Kuh geistert durch den Raum. Der Linoleumboden verwandelt sich in eine sattgrüne Weide, die Zimmerdecke macht einem sommerblauen Himmel Platz. Bienen summen durch die Luft. Eine setzt sich auf den Ausschnitt ihres Nachthemds und sticht.

Helene schreckt aus ihrem Dämmer Schlaf auf.

Ihre Brüste fühlen sich an wie kleine Ballons kurz vor dem Bersten. Sie öffnet ihr Nachthemd und betrachtet sie prüfend. Helle Haut zieht sich über blau hervortretende Adern. Einen Bienenstich sieht sie nicht. Sie muss geträumt haben. Wenn die Milch nicht bald zu fließen beginnt, wird sie nach heißen Kompressen verlangen. Oder nach homöopathischen Medikamenten.

Wieder schließt sie die Augen.

Eins, zwei, drei. Das Dritte von links.

Helene beugt sich über das Babybett und fährt erschrocken zurück. Dieses kleine schrumpelige Ding mit dem roten Gesicht ist nicht ihr Max. Das kann nicht sein. Angst drückt ihren Körper zusammen, lässt sie klein werden und schwach. Fieberhaft sucht sie in den anderen Betten nach ihrem Kind. Sie kann Max nicht finden. Er ist nicht da.

Das Dritte von links.

Ihre Finger nesteln nach dem weißen Band, das man dem Kind wie allen Säuglingen hier um das Handgelenk gebunden hat. Darauf stehen Name, Tag und Stunde ihrer Geburt.

Ruth. Ein Mädchen. Weiter liest sie nicht.

Entsetzt presst sie die Fäuste auf ihren Mund. Sie beißt auf ihre Fingerknöchel, dann beginnt sie zu schreien. Vor dem Kinderbett lässt sie sich fallen und brüllt, was das Zeug hält.

»Max! Ich kann mein Baby nicht finden! Im dritten Bett von links liegt ein fremdes Kind!«

Ihre Schreie hallen von den Wänden des Kinderzimmers wider und vermischen sich mit dem Weinen der erwachenden Säuglinge.

Eine Gestalt beugt sich über sie. Rüttelt an ihren Armen, drückt ihr ein feuchtes Tuch auf die Stirn. Helene schlägt um sich und wird gehalten.

»Ruhig«, befiehlt eine Männerstimme, »beruhigen Sie sich.«

Jemand hält ihre Hand. Helene öffnet die Augen. An der Wange spürt sie den weichen Stoff des Bambis. Sie starrt auf die inzwischen vertraute weiß gesprenkelte Zimmerdecke des Krankenzimmers. Also liegt sie in ihrem Spitalbett und nicht auf dem Boden des Säuglingszimmers. Sie ist müde, fühlt sich

benommen, geistert irgendwo neben sich durch die Gänge der Säuglingsstation.

»Sie haben geträumt. Hier.« Janisha Narayan, die dunkelhäutige Kinderschwester, hält ihr den schlafenden Max entgegen. Der Pfleger, der Helene festgehalten hat, lächelt freundlich und tritt einen Schritt zurück.

Helene bedankt sich laut weinend und presst ihr Gesicht in die frische Baumwolle, die ihr Baby umhüllt.

»Ich hole ihn in einer halben Stunde ab«, murmelt die Schwester.

Kurz muss Helene an das Märchen von Rumpelstilzchen denken. Dann ist sie allein mit dem Kind.

Versonnen betrachtet sie Max. Sie kann sich nicht sattsehen an seinem rosa Mund. Verzückt bewegt sie jeden seiner winzigen Finger. Die Nägel schimmern wie frisch poliert.

Warum nur fürchtet sie sich so, warum quälen sie diese Alpträume? Warum ausgerechnet jetzt?

»Wir beide schaffen das schon«, flüstert sie.

Das Baby öffnet seine blauen Augen und sieht sie an.

Ungeschickt fummelt Helene an den Knöpfen ihres Nachthemds, und Max beginnt zu quäken. Er ist hungrig. Sie hat keine Ahnung, wie das hier funktionieren soll. Niemand hilft ihr, erklärt ihr, was sie zu tun hat. Alle gehen davon aus, dass die Natur ihre Lehrerin ist. Schweiß steht auf ihrer Oberlippe. Mit der Zungenspitze leckt sie das Salz weg. Wenn sie bloß ihre Mutter fragen könnte.

»Mama«, flüstert sie und schüttelt dabei verneinend den Kopf.

Feuchte, verschwitzte Strähnen kitzeln ihre Wangen. Unwillig streift Helene sie hinter die Ohren.

Dann zieht sie ihr Nachthemd in die Höhe und legt sich Max kurz entschlossen an die Brust. Zumindest er weiß, was zu tun ist. Zielsicher findet sein Mund den Weg zu ihrer Brustwarze. Er saugt sich fest, und Helene bekommt Angst. Vorsichtig schiebt sie ihren kleinen Finger zwischen Max' Lippen und ihre Brust. *Plopp*, sein Mund löst sich. Unzufrieden, ohne getrunken zu haben, verzieht er sein runzeliges Gesicht.

Helene hat die Kinderschwester nicht kommen gehört. Lä-

chelnd nimmt die Taminin ihr das Stoffbündel ab und legt es an ihre weiß gestärkte Schulter. Sacht klopft sie auf den Rücken des Säuglings.

Ist es ihr gleichgültig, ob das Baby ausreichend Nahrung bekommen hat?

Als hätte die Kinderschwester sie gehört, sagt sie leise: »Keine Bange, er bekommt schon genug, darauf passen wir auf.« Mit der rechten Hand zeigt sie auf ein Glas mit trüber Flüssigkeit. »Trinken Sie das, es ist ein Kräutertee, der die Milchbildung anregt.«

Wer hat das auf mein Nachtkästchen gestellt und wann?, fragt sich Helene.

»Schlafen Sie jetzt.« Die Taminin hebt streng ihre Augenbrauen und deutet auf das Licht.

Sofort knipst Helene es aus.

Als die Dunkelheit sie umfängt, fühlt sie sich einsam. Sehnsucht macht ihr Herz schwer. Ihre Finger umfassen den glatten Hals des Bambis. Diese Berührung hat etwas Tröstendes. Lange kann sie nicht einschlafen, und als es ihr doch gelingt, geistern ihre aufgewühlten Gedanken durch eine düstere Traumwelt.

»Frau Kasper.«

Die Stimme durchdringt ihren Halbschlaf. Traumverloren schlägt Helene die Augen auf. Zuerst erkennt sie nichts. Verlegen blinzelt sie die Benommenheit weg und sieht dunkel gelockte Haare sich über einem kantigen Männergesicht auftürmen. Eine lange Nase nähert sich ihr.

»Frau Kasper? Verstehen Sie, was ich sage?«

Erschrocken fährt Helene hoch. Jetzt ist sie endgültig wach.

»Wer sind Sie, was wollen Sie von mir?«

In dem Moment, als sie die Frage stellt, bemerkt sie den weißen Arztkittel. Rechts oben, über einer Tasche, in der ein Kugelschreiber steckt, ist ein Name eingestickt: »Dr. Emanuel Friede«.

Vielleicht ist das ein weiterer Alptraum? Hastig nimmt sie einen Schluck aus dem Glas auf dem Nachttisch. Die Flüssigkeit schmeckt bitter.

»Darf ich mich Ihnen vorstellen, Frau Kasper? Mein Name

ist Friede, ich bin Facharzt für Psychiatrie und Neurologie und arbeite in dieser Klinik als Konsiliararzt. Das heißt«, fügt er hinzu, als sie ihn verständnislos anschaut, »ich werde geholt, wenn etwas nicht ganz im Lot zu sein scheint.«

»Wieso? Hier gibt es dafür keinen Grund. Ich brauche keinen wie Sie!« Ihre Kratzbürstigkeit ist zurückgekehrt. »Lassen Sie mich in Frieden.«

»Frieden?« Buschige Augenbrauen ziehen sich über grauen Augen in die Höhe. »Und schon haben wir einen kleinen gemeinsamen Nenner.«

Die Locken bewegen sich rhythmisch, als der Psychiater seine Stirn in Falten legt und auf den eingestickten Schriftzug an seinem Kittel deutet. Dann verzieht er sein Gesicht zu einem schiefen Grinsen. »Friede, Freude, Eierkuchen.« Damit haben meine Mitschüler und Lehrer mich schon in der Volksschule schikaniert.«

Ohne es zu wollen, setzt Helene nach: »Kaspar, Melchior und Balthasar«, die Heiligen Drei Könige. Ich war auch nicht besser dran als Sie.«

Der Doktor schnappt wie ein Hund nach dem Wurstzipfel: »Gut. Offensichtlich teilen wir ein gemeinsames Schicksal.«

Helene spürt Groll in sich hochsteigen. »Na und? Sagen Sie mir endlich, was Sie wollen.«

Sie schüttelt ihr Kissen auf, lehnt es an die Eisenverstreben hinter sich und drückt den Rücken dagegen. Aufrecht und steif sitzt sie da und beobachtet den Arzt, der den Besucherstuhl eine Spur zu nahe an ihr Bett rückt.

»Sie werden von Alpträumen geplagt, wirken auf das Personal manchmal desorientiert. Ein klein wenig fahrig und unsicher. Sie sprechen davon, dass Sie Ihr Kind nicht wiedererkennen könnten. Befürchten, dass es plötzlich im falschen Bett liegen oder verschwunden sein könnte. Frau Narayan, unsere Stationschwester, macht sich Sorgen um Sie.«

Sofort sieht Helene Rumpelstilzchen vor sich.

»Ich weiß Ihre Fürsorge zu schätzen, aber ich brauche sie nicht. Wir kommen allein zurecht, Max und ich.«

»Trotzdem möchte ich Ihnen gern ein Medikament geben«,

er zögert, »gegen Ihre Nervosität. Sie müssen sich nicht unnötig quälen. Das schadet Ihnen und auch Ihrem Kind.«

Ich werde ganz sicher nichts einnehmen, denkt Helene zornig. Dass die Inhaltsstoffe meinem Baby durch die Muttermilch schaden, weiß sogar ich.

»Lassen Sie mir das Zeug da. Wie viele soll ich schlucken?«

Dr. Friede sieht sie einen Augenblick nachdenklich an, dann nickt er. »Braves Mädchen«, sagt er und zieht eine schmale Schachtel aus der Seitentasche seines Kittels. »Sie nehmen jeden Morgen eine Pille. Nach kurzer Zeit schon werden Sie sich bedeutend wohler fühlen.«

Jetzt ist Helene verunsichert. Vielleicht hilft das Gift ja tatsächlich gegen ihre Benommenheit. »Danke«, murmelt sie und fasst kurz Vertrauen.

Doch sofort verspielt Friede seinen Vorschuss.

»Hören Sie in letzter Zeit Stimmen, die zu Ihnen sprechen, auch wenn niemand sonst im Raum ist? Oder sehen Sie Gestalten, die keiner außer Ihnen wahrnimmt?«

»Ja glauben Sie denn, ich bin durchgeknallt? Irre? Ein Psycho? So viele sinnlose Fragen, nur weil ich unschöne Träume hatte?«, faucht sie ihn an.

Dr. Friede steht auf. »Es geht nicht um Alpträume, die haben wir mitunter alle«, sagt er sanft. »Manchmal gaukelt das Hirn uns etwas vor, das in der Realität nicht existiert. Nach einem Schock oder einem Unfall kann das vorkommen, und hin und wieder auch nach einer Geburt.«

Die Bettdecke hat Helene wie einen Schutzpanzer bis zum Hals gezogen. Hilfe, denkt sie und krümmt die Zehen nach unten, bis es wehtut. Was bildet der Affe sich ein? Und die Tabletten hatte er auch schon dabei, ohne mich zuvor gesehen oder gesprochen zu haben.

»Vielleicht haben Sie ja recht«, sagt sie und steigert sich dabei in sinnlose Wut. »Jetzt sehe ich zum Beispiel Sie vor mir sitzen. Und da niemand sonst im Zimmer ist, der mir bestätigen kann, dass Sie wirklich hier sind, könnte es sich um eine Illusion handeln. Ganz echt wirken Sie nämlich nicht in Ihrer Arroganz.«

Friede tätschelt beruhigend die Bettdecke da, wo er Helenes

Schulter vermutet. »Nicht Illusionen, sondern optische und akustische Halluzinationen nennen wir das. Aber ich muss Ihnen dennoch zu Ihrem Scharfsinn gratulieren. Patienten, die mitdenken, fällt der Weg zur Genesung um vieles leichter.«

»Bitte gehen Sie jetzt.« Helene wird es zu viel. »Ich möchte mich ausruhen, um für mein Kind da zu sein.«

Sie ist so müde. Nur noch verschwommen sieht sie, wie Dr. Friedes Fingerspitzen sich von der Bettdecke entfernen.

Sie denkt an Spinnenfäden.